

Neurohistorie. Ein neuer Wissenschaftszweig?

Dieter Langewiesche/Niels Birbaumer, Neurohistorie. Ein neuer Wissenschaftszweig? (Pamphletliteratur; Bd. 6), Berlin (Vergangenheitsverlag) 2017, 140 S., 14,99 €

Als Urszene für den vorliegenden Essay dient ein Vortrag des Mediävisten Johannes Fried von 1998 zum »Veil of Memory«. Die Neurowissenschaften hatten auf Fried wie ein »Schock« gewirkt und ihn zu einem grundsätzlichen Überdenken und zu Umsturzplänen für Methoden und Quellengrundlagen der Geschichte veranlasst. An seinen neurobiologisch begründeten Reformvorschlägen arbeiten sich der Historiker Dieter Langewiesche und der Neurowissenschaftler Niels Birbaumer im vorliegenden Band zu großen Teilen ab. Für ihren durchwegs unaufgeregten Beitrag zur Debatte ist nicht so sehr der Syntheseanspruch des Titels, sondern das Fragezeichen im Untertitel charakteristisch. Die Autoren schreiben gegen einen »Ressort-imperialismus« der Neurowissenschaften an und plädieren für eine enger und konziser gefasste Kooperation mit der Geschichte. Frieds Vorschlag für eine »historische Memorik« entlarven sie als Suche nach einer biologisch-physikalischen Grundstruktur im Hirn, die den positivistischen Anspruch hat, Erinnerungsunschärfen zu beseitigen und Quellen in Beweise zu verwandeln. Dieses von Fried angestrebte *Reverse Engineering* hin zu einer ursprünglichen, unverformten Wahrheit erledigen die Autoren mit Leopold von Ranke: Der Geschichte könne es heute nicht mehr darum gehen, festzustellen, »wie es eigentlich gewesen sei«.

Während die Kritik an Fried über weite Strecken einleuchtet, bietet der Rest des Bandes, so erfrischend er auch daherkommt, selbst Anlass zu kritischem Nachhaken. Sorgfältig gegen übertriebene Erwartungen im Zuge des Neuro-Enthusiasmus argumentierend, skizzieren die Autoren ein Zusammenwirken der beiden Disziplinen, bei dem

keine sich als Leitwissenschaft hervortun, sondern sich beide methodisch und theoretisch befruchten sollten. Diese Symbiose einer *Neurohistorie* scheint jedoch so symbiotisch nicht, bleibt es doch in erster Linie die Geschichte, die neurowissenschaftliche Erkenntnisse integrieren soll und nicht, oder nur sehr beschränkt, umgekehrt. Neben den im Buch erwähnten Arbeiten von Daniel Lord Smail gäbe es jedoch auch neuere wissenschaftshistorische Forschungen, die eine kritische Neurowissenschaft anregen könnten, welche so auch historisch zu denken beginnen würde. Nach Arbeiten zu erkenntnis- und bildgenerierenden Verfahren werden in diesem Feld nun Fragen zur Biologisierung und Naturalisierung des Menschen und zur *Mind-Brain-Debatte* aufgeworfen sowie neurologische Exklusionsmechanismen problematisiert.

Zentral für den Essay ist nicht so sehr die oft diskutierte Frage der Willensfreiheit, sondern der Fokus auf die Erinnerung, genauer, auf die Frage der Wahrheit unseres Erinnerungsvermögens. Erinnerung funktioniert demnach als Brücke zwischen den Neuro- und Geschichtswissenschaften: Historische Quellen sind, so die Autoren, stets an wahrnehmende Akteure und durch diese auch linear an Erinnerung geknüpft. Damit ist zunächst die Frage der subjektiven Perspektive angesprochen (hier mit Chladenius »Sehepunkte« genannt). Jedes Wahrnehmen sei perspektiviert und von strukturellen Faktoren geprägt. Menschliches Handeln – und dieses stellen die Autoren in den Vordergrund – werde von den Geschichtswissenschaften bereits seit längerem als sozial und kulturell konditioniert und historisch spezifisch verstanden. Die neurologische Prägung eines jeden solle in diesen Fächern nun als weitere Konditionierung von Faktoren, die das Subjekt ausmachen, mit berücksichtigt werden. Dies jedoch nicht als vorangestellte Primärstruktur, sondern als Teil eines weiten Feldes an Bedingungen, welche Handlungen beeinflussen. Weiter ist Erinnerung nicht nur subjektiv, sondern auch ein verformen-

der, umarbeitender Prozess. Dessen ist sich die Geschichtswissenschaft, wie die Autoren hervorheben, allerdings bereits seit der Gedächtnispsychologie zu Beginn des 20. Jahrhunderts bewusst. Die in den Neurowissenschaften als »Rekonsolidierung« bezeichnete ständige Umarbeitung von Erinnerungen, diese Aktualisierung und Anpassung an neue Eindrücke, solle jedoch nicht dazu führen, dass das Gedächtnis wie beim Mediävisten Fried als »Betrüger« oder als »Gaukler« diskreditiert werde. Es gehe daher nicht so sehr darum, Ereignisse unverfälscht zu rekonstruieren, sondern diese immer schon als gedeutet und in Sinnbezüge eingeordnet zu betrachten.

Dies leuchtet zunächst ein und scheint vor allem darin zu münden, dass die Geschichtswissenschaften neurowissenschaftliche Wahrheitskategorien gar nicht so dringend benötigen, da Wahrnehmung, Erinnerung und in der Verlängerung auch historische Quellen bereits als perspektiviert und prozessual gefasst werden. Allerdings ist dem Argument der Autoren eine strukturelle Überblendung von Gedächtnis und Geschichte eingeschrieben: Zwar ist klar, dass sowohl die Geschichte als auch das Gedächtnis immerzu fort- und umgeschrieben werden, was die Autoren mit Reinhart Koselleck als »Aufschreiben, Fortschreiben, Umschreiben« fassen, und es ist ebenfalls wichtig, Erinnerungen als instabile, selektive, jedoch nicht falsche Größen zu begreifen. Geschichte ist allerdings nicht gleich Gedächtnis, und nicht jede Quelle ist in erster Linie Erinnerung. Die unterschiedliche zeitliche Distanz zwischen einem Ereignis und seiner Verschriftlichung und die Rolle, die unter anderem mediale Aufschreibesysteme dabei spielen, wurde in den letzten Dekaden vermehrt zum Thema historischer Forschung – man denke beispielsweise an den Begriff der »Übersetzung«, um die Verfertigung von Wissen vom Laborprotokoll bis zur autobiographischen Erinnerung zu fassen oder an *Oral History* im Kontrast zu zeitnah produzierten Verwaltungsakten. Geschichte lebt vielmehr geradezu von der

Abwesenheit der Vergangenheit, im Unterschied zur Erinnerung, welche diese stets neu wiederbelebt und aktualisiert. Anders als das kollektive Gedächtnis arbeitet die Geschichte mit Distanznahme und verschiedenen Flughöhen zur Analyse von Vergangenen, von der *longue durée* über Strukturen bis zur Fallgeschichte. Durch die Gleichschaltung des Erinnerungsprozesses mit der Geschichtsschreibung erscheinen beide bei Langewiesche und Birbaumer als naturalisierte, neurobiologische Vorgänge: Erinnerung funktioniert nach neurologischen Gesetzen, und wenn die Geschichte vor allem als Gedächtnis gefasst wird, ist auch diese neurologisch determiniert. Geschichte funktioniert analog zu neurologischen Erinnerungsprozessen, denn beide »kennen eine Form von Überschreibung des Alten, die Neues hervorbringt«. Dies trifft im Grunde auf alle Wissenschaften zu, da man bekanntlich auf den Schultern von Riesen steht, wird hier jedoch für die Geschichte qua Erinnerung auf einen überzeitlichen, naturalisierten Boden gestellt.

Ungeachtet dieser Kritikpunkte überzeugt vor allem der relativierende, Gemeinsamkeiten auslotende Gestus von Langewiesche und Birbaumer. Am Rande springen bei der Lektüre diskussionswürdige Details ins Auge: Welche Rolle spielt die Schriftlichkeit und weshalb waren es zunächst gerade Mediävisten, die sich mit Neurowissenschaften beschäftigten? Von welchen Subjektkonzeptionen gehen die beiden Zugänge aus? Sind wir seit der Dekade des Hirns zu »zerebralen Subjekten« (Vidal/Ortega, *Being Brains: Making the Cerebral Subject*, 2017) geworden und begreifen uns immer stärker als neurowissenschaftlich determiniert? Bruno Latour zumindest hat von einem Neurophilosophen berichtet, der in seiner Brieftasche anstelle eines Bildes seiner Ehefrau eine Computertomographie ihres Gehirns mit sich trug. Somit können beide Felder einander zunächst einmal als eine Art Fragegenerator und Problematisierungsfolie dienen.

MAGALY TORNAY (ZÜRICH)